

Wächter bewachen den in der Bergfestung eingeschlossenen Bël.

Eine Göttin, wohl Bëls Gattin, weilt bei Bël; sie ist seines Befindens wegen gekommen.

Man sucht Bël, wo er gefangen gehalten wird. Insbesondere eine bittflehende Frau, wohl Bëls Gattin, sucht nach ihm beim „Tor des Begräbnisses“. Desgleichen heißt es von der Bëlit-Babili, Bëls Frau, daß sie, als Bël nach dem Berge fortgeführt wurde, in den Klageruf ausbrach „O, mein Bruder! O, mein Bruder!“

Bël wird wieder ins Leben zurückgebracht, kommt (wie die Frühlingssonne) wieder aus dem „Berge“ heraus. Sein Hauptfest, das babylonische Neujahrsfest im Nisan zur Zeit der Frühlings- und Nachtgleiche, gilt zugleich als die Feier seines Sieges über die Mächte der Finsternis.

Wächter bewachen selbstverständlich auch den Kerker Josef's.

Jakob möchte zu seinem Sohn in die Unterwelt hinabsteigen. Er trauert um ihn viele Tage lang (Gn 37, 34 f.).

Ruben sucht Josef, insbesondere bei der Zisterne (Gn. 37, 29). Jakob zerriß seine Kleider, legte ein Trauergewand um seine Hüften und beweinte seinen Sohn viele Tage (Gn 37, 34).

Josef wird aus der Zisterne, nachmals aus dem Kerker befreit (Gn 37, 36; 41, 40). Er erweist sich als Sonnen-, d. h. Vegetationsgott, indem er dem Lande Aegypten, aber auch seinen Brüdern Brot darbot (Gn 41, 55 ff.). Einer seiner Söhne heißt Ephraim, d. h. Fruchtbarkeit (Gn 41, 52). Josef zieht im Triumph durch das Land (Gn 41, 41 ff.).

Ohne eine der von Zimmern angeführten Parallelen auszulassen, haben wir sie durch Züge aus der Josefsgeschichte ergänzt und noch einige neue hinzugefügt. Mit Zimmern dürfen auch wir sagen: Dabei kann man natürlich über die stärkere oder schwächere Schlagkraft der einen und der anderen angeführten Parallele verschiedener Meinung sein.¹⁾ Doch wird man kaum behaupten können, daß die hier angeführten Parallelen durchschnittlich schlechter seien als die von Zimmern namhaft gemachten. Niemand wird trotzdem der Meinung sein, wir hätten einen Zusammenhang zwischen der Bël-Marduk-Mythe und der Josefsgeschichte aufgezeigt. Was nun für Josef als recht gilt, sollte auch für Jesus billig bleiben.

Am Jakobsbrunnen (Jo 4, 31 ff.).

Von Dr Vinzenz Hartl, St. Florian.

Dr J. Mainworn sucht in dieser Zeitschrift (1923, S. 93 ff.) zu zeigen, daß 1. die vier Monate vor der Ernte (Jo 4, 35) zur Bestimmung der Jahreszeit der Szene am Jakobsbrunnen nicht brauchbar sind, daß dagegen 2. der Durst Jesu auf den Sommer hinweist. Beide Behauptungen sind irrtümlich.

¹⁾ A. a. O. 11.

Durst kann man bekanntlich in jeder Jahreszeit haben; besonders aber im Frühjahr; es muß nicht gerade Sommer sein. Wer sagt denn, daß es etwa Ende Jänner, anfangs Februar täglich regnet? Jesus lebte zwar sehr einfach, aber nicht unappetitlich: aus Pfützen am Wege trank er gewiß nicht! Und Zisternen gab es nicht auf Schritt und Tritt. Und nachdem er schon am Jakobsbrunnen rastete und wartete, so war es doch recht natürlich, wenn er hier um Wasser bat, war es nun „Winter“ oder Sommer! „Mit der hohlen Hand schöpfen“ konnte man auch in der Regenperiode aus einem Brunnen nicht, der heute noch, teilweise verschüttet, 23 m tief und im Sommer trocken ist. Es ist doch klar, daß man einen so kostbaren Brunnen zur Regenzeit nicht mit dem Zulaufwasser verschlammen ließ! Ohne Schöpfgefäß ließ sich also überhaupt nichts machen.

Nur nebenbei sei bemerkt, daß die Bitte Jesu um Wasser mehr ein Anknüpfungsmittel für die folgende Aussprache mit dem Weib, als ein Anzeichen abnormen Durstgefühles war. Die Jünger waren auch so weit gewandert wie Jesus, gehen zudem in die Stadt und denken doch gar nicht ans Trinken, sondern muntern nur zum Essen auf (4, 31). Daß die Samariterin um Wasser kam, beweist nicht ein Versiegen aller Brunnen in Sychar; sonst wäre sie nicht allein gekommen. Auch ist keine Stadt im Sommer wasserlos; das wäre das Ende jeglicher Ansiedlung. Der Grund, warum sie gezwungen war, so weit nach Wasser zu gehen, lag anderswo! Also, wenn die vier Monate bis zur Ernte (4, 35) keinen Schluß auf die Jahreszeit gestatten, dann ist diese Szene nicht zu datieren; mit der Wasserbitte ist nichts anzufangen.

Zum Glücke ist aber die Erklärung Mainworns gänzlich verfehlt. Er behauptet, weil das Wort Jesu: „Die Felder sind schon fahl zur Ernte“ bildlich verstanden werden müsse, so dürfe das Wort von den „vier Monaten bis zur Ernte“ auch nicht anders gedeutet werden. Dabei übersieht er nur den tiefen Gegensatz, der nach Jesus zwischen beiden Sätzen herrscht: „Saget ihr nicht: Noch vier Monate und die Ernte kommt? Siehe, ich sage euch: . . . Sehet an die Felder, daß sie schon weiß zur Ernte sind.“ Uebrigens ist die bildliche Erklärung des ersten Satzes, wie sie Mainworm vorschlägt, inhaltlich unmöglich. Darnach würde Jesus sagen wollen: „Während ihr (Jünger) Speise geholt habt, habe ich mir . . . eine andere verschafft; ich habe den Acker meines Vaters bestellt, die Ausaat gemacht. . . ; nun meint ihr gewiß, dann dauert es noch wenigstens vier Monate, bis du erntest! Nein, die Felder sind schon jetzt reif.“ Erstens wissen die Jünger gar nichts davon, daß Jesus „eine Ausaat gemacht“. Sie haben vom Gespräch nichts gehört und zu fragen wagten sie Jesus nicht (4, 27). Zweitens wäre der Ansatz „wenigstens noch vier Monate“ gerade so sinnlos, weil willkürlich, wie ein diesbezügliches Sprichwort. Wenn im Augenblicke erst die Saat geschah,

sagt man doch nicht im selben Atem: Vier Monate sind noch zur Ernte. Denn eine bildliche Rede setzt voraus, daß das dem Bilde zugrunde Liegende einen Sinn hat.

Es helfen alle Kunstkniffe nichts, das Datum Jo 4, 35 aus der Welt zu schaffen. Wer nicht mit vorgefaßter Meinung und mit einem „*sic volo, sic jubeo*“ an den Text herantritt, muß wohl oder übel die Szene am Jakobsbrunnen vier Monate vor Erntebeginn, also Ende Jänner oder anfangs Februar ansetzen. Matwurm stellt es so dar, als sei die Dreijahrstheorie aus einer vorgefaßten Meinung geboren. Das ist ganz unrichtig. Im Gegenteil, das ist der unvergleichliche Vorzug der Dreijahrshypothese, daß sie keinem Texte Gewalt antut, sondern sich still und demütig der Aussage der Evangelien beugt. Alle anderen Hypothesen müssen sich erst ihren Text zurecht richten, umdeuten oder abstreichen, um auf ihre Rechnung zu kommen. Es ist ja unbequem, neun Monate jüdischer Bußpredigt annehmen zu müssen. Aber wenn man dann genau zusieht, ist doch das Leben Jesu nur so recht verständlich. Und schließlich kommt es nicht darauf an, was bequem, sondern was bezeugt ist.

Von der Vulgata-Revision.

Von P. Johann Schaumberger C. Ss. R., Gars a. Inn.

Gegen Ende des Jahres 1921 verlautete, die Vorarbeiten der päpstlichen Kommission für die Revision des Vulgatatextes seien, wenigstens für die ersten Bücher der Heiligen Schrift, dem Abschluß nahe. Man glaubte nun hoffen zu dürfen, daß die neue Ausgabe der Vulgata in nicht allzu ferner Zeit erscheinen werde. Da starb Papst Benedikt XV. Damit schien die Gefahr einer Verzögerung gegeben. Um so besser gestalteten sich die Aussichten, als Papst Pius XI. den Thron bestieg. Als Fachgelehrter bringt der Heilige Vater den Arbeiten der Vulgatakommission ein ganz besonderes Interesse entgegen. Seiner hochherzigen Förderung ist es denn auch zu danken, daß ein Werk zum Abschluß gekommen ist, das für den Vulgatatext der ersten acht Bücher der Heiligen Schrift ganz bestimmte Ergebnisse vorlegt: *Mémoire sur l'établissement du texte de la Vulgate* (Collectanea biblica latina 6) par Dom Henri Quentin, I^{re} Partie: Octateuque. Rome-Paris 1922, XVI, 520 p. Preis Fr. 50.—.

Der Verfasser, Mitglied der Vulgatakommission, erklärt ausdrücklich, daß er diese Ergebnisse, den Ertrag 15-jähriger Arbeit, nur auf seine persönliche Verantwortung veröffentliche. Aber er könnte sie sicher nicht mit Druckbewilligung des Vizepräsidenten der Kommission so bestimmt aussprechen, wenn die Kommission sie mißbilligte.